

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 45 (1983)

Artikel: Die bernischen Soldregimenter im 18. Jahrhundert
Autor: Pfister, Willy
Kapitel: 10: Die Vor- und Nachteile des schweizerischen Solddienstes im 18. Jahrhundert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-246253>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

desertiert, gestorben, kriegsgefangen, vermisst oder verurteilt. Eine solche Arbeit für das grosse Gebiet des Bernbiets wäre sehr umfangreich. Erst beim Vorliegen derselben könnten die *Demographen* Gültiges über die *Wanderbewegungen der bernischen Bevölkerung* im 18. Jahrhundert aussagen. Für das verhältnismässig kleine, aber geschlossene Gebiet des Unteraargaus, des sogenannten bernischen Aargaus, ist zurzeit eine solche Arbeit im Gange. Bisher sind die Resultate über die Aargauer in Frankreich und Italien veröffentlicht. Erfasst sind gegen 3600 Einzelschicksale. Diesen sollen später noch diejenigen der Aargauer in den Niederlanden beigefügt werden, womit für eine Landschaft innerhalb des bernischen Staatsgebietes ein genaues Bild über die Wanderbewegungen der Söldner vorhanden sein wird, mit welchem Vergleiche mit andern ähnlichen Landschaften angestellt werden können. Natürlich besteht daneben auch eine Bewegung der bauerlichen und handwerklichen Auswanderer, aber diejenige der Söldner im 18. Jahrhundert ist die bedeutendste, wenn auch die bisher unbekannteste.

10. Die Vor- und Nachteile des schweizerischen Solddienstes im 18. Jahrhundert

Der schweizerische Solddienst ist ein kompliziertes Problem. Man kann deshalb die Vor- und Nachteile nicht einfach auf Waagschalen legen und dann das Überwiegende feststellen. Es kommt stark darauf an, wie der Betrachter die einzelnen Vor- und Nachteile bewertet. Zudem fehlen für eine endgültige Beantwortung der Solddienstfrage noch Vorarbeiten. Hier können bloss einige der wichtigsten Punkte aufgeführt werden, welche für oder gegen den schweizerischen Solddienst sprechen.

An den Anfang einer Aufreihung der *Vorteile* gehört die schon damals lebenswichtige Frage der *Neutralität*. Die möglichst gleichmässige Begünstigung aller Grossmächte bei der Lieferung einer grossen Anzahl von Soldtruppen sicherte der Eidgenossenschaft bis zur französischen Revolution eine Zeit des Friedens. Wer aber ermöglichte diese etwas merkwürdige Neutralität? Es waren hunderttausende von unbekannten Soldaten. Von ihnen hing weitgehend das Bestehen der Neutralität ab. Der Berner Historiker Richard Feller hat schon 1916 von ihnen geschrieben: «Sie litten und sie stritten, damit ihr Volk zu Hause in unangetasteter Neutralität des Friedens geniessen konnte, wenn schon sie sich dessen kaum bewusst waren.³⁸»

Die Eidgenossenschaft war im 17. und 18. Jahrhundert nach dem Aufhören der grossen Pestzüge bevölkerungsmässig ausserordentlich stark gewachsen. Familien mit neun bis 12 Kindern bildeten nicht die Ausnahme, eher die Regel. Der *eidgenössische Bevölkerungsüberschuss* war vermutlich der grösste in Europa. Der nördliche Nachbar Deutschland war im Dreissigjährigen Krieg bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts grausam entvölkert worden, denn ein Drittel bis die Hälfte der Bevölkerung war in den Kriegswirren umgekommen. Eine solche Bevölkerungskatastrophe hatte die Eidgenossenschaft nicht getroffen, eher das Gegenteil war eingetreten. Ihre Bevölkerung musste zumeist von einem kärglichen Boden, der als Brache immer zu einem Drittel unbebaut liegen blieb, leben. Der Bevölkerungsüberschuss rief einer Abwanderung in den Solddienst. Noch ist aber die wichtige Frage ungelöst, ob wirklich so viele junge Burschen und Männer die Heimat hatten verlassen müssen, dies insbesondere nach der Einfüh-

rung der Baumwoll-Heimindustrie in den ländlichen Gebieten in den 1720er und 1730er Jahren und dem fast gleichzeitigen Anbau der völkerrettenden Kartoffel.

Die Eidgenossenschaft genoss beim westlichen Nachbarn Frankreich grosse *Handelsvorteile*. Alle Schranken wie Zölle und Staatsabgaben fielen für die eidgenössischen Handelsleute in diesem Land weg. Aber in der Hand der französischen Könige konnten diese Privilegien zu einem Droh- und Druckmittel werden. Schon sechs Jahre nach der Errichtung des bernischen Regiments in Frankreich drohte Ludwig XIV. damit, die Salzlieferungen an Bern zu sperren, wenn er nicht die von ihm gewünschte Anzahl Söldner erhalten könne. Damals ging im Grossen Rat von Bern das Wort um, man wolle nicht Mannschaft um Salz verkaufen. Aber da die sehr stark bevölkerte Eidgenossenschaft Frankreich als Abnahme- und Transitland für schweizerische Textilwaren und als Lieferant von Lebensmitteln benötigte, musste sie sich oftmals den Wünschen der französischen Könige fügen.

Die französischen Finanzminister beklagten sich nicht selten über den grossen *Geldstrom*, welcher aus Paris in das Land der Eidgenossen und Bündner flosse. Ein solches Einfließen von Geld aus dem Solddienst – nicht nur aus Frankreich, sondern noch aus einigen weiteren Ländern – nach der Eidgenossenschaft wäre an sich erfreulich gewesen, wenn sich dieser Dukatensegen in unserem Land ausgefächert hätte und auch der Allgemeinheit zugute gekommen wäre. Das traf aber nicht zu, sondern das Geld floss in die Kasse von reichen, privilegierten Kompanie- und Regimentsinhabern und einiger ihrer Geldgeber. Das Ziel vieler Geldbezügler war, eine Herrschaft zu erwerben oder zu vergrössern. Sie legten oft grosse Summen zum Kauf von Schloss- und Gutsbesitzungen aus oder liessen neue herrschaftliche Sitze erbauen. Das war bestimmt eine kulturelle Bereicherung unseres in dieser Beziehung nicht gerade reichen Landes, aber das Volk, von dessen Söhnen und deren Dienst der Geldstrom herrührte, hatte nichts, aber auch gar nichts davon.

Die aus dem Solddienst Heimgekehrten bildeten zum Teil eine *Bereicherung der heimatlichen Milizarmeen*. Die Offiziere konnten ihre Kriegserfahrungen und kriegsmässige Ausbildung in den Dienst der Heimat stellen. In der Schlacht bei Villmergen von 1712 hatten beispielsweise ehemalige Offiziere aus Schweizer Soldregimentern bei beiden Kriegsparteien massgebende Kommandos inne. Wohl der grössere Teil der aus dem Solddienst verabschiedeten Soldaten wird seinen Milizdienst zufriedenstellend oder gar vorbildlich geleistet haben. Wer geschädigt aus dem Solddienst heimgekehrt, etwa in Trunk- und Spielsucht oder einem andern Laster verharret war, konnte kaum in einer Milizeinheit ertragen werden, auch wenn er vermutlich die Griffe an der Waffe und die Kehrtwendungen besser als der Trüllmeister beherrschte. Die eidgenössischen Orte konnten mit dem Einbezug der im Ausland kriegsmässig ausgebildeten und dort verabschiedeten Offiziere und Mannschaften in die heimatlichen Milizeinheiten Ausbildungskosten ersparen. Glücklicherweise mussten die bernischen Milizen erst 1798 den Beweis der Kriegstüchtigkeit antreten und waren seit 1712 von einem Kriegseinsatz verschont geblieben. Ein einziges Mal hatte Bern die Chance, ein erfahrenes, im Ausland ausgebildetes Regiment von 900 Mann zu besitzen. 1792 war das bernische Regiment aus Frankreich zurückmarschiert, wurde in Nyon empfangen und darauf ins Seeland verlegt. Dem gegenüberliegenden Gebiet des Bischofs von Basel drohte der Einmarsch

der Franzosen. Die Räte von Bern unterliessen es aus Kostengründen, dieses ausgezeichnete Regiment zu halten und ermunterten die Soldaten, für Sardinien-Piemont Handgeld zu nehmen. Wäre das Regiment in bernischem Sold – als erste stehende bernische Truppe – beisammen geblieben, hätte es einige Jahre später das Kernstück der Verteidigung gegen die Franzosen bilden können. Wer weiss, vielleicht wären einige militärische Auseinandersetzungen zugunsten Berns ausgegangen. Der Zerfall der Milizeinheiten hätte vielleicht vermieden werden können. Aber solche Gedanken sind blosser Spekulationen.

Die Reihe der *Nachteile* des Solddienstes ist etwa gleich lang wie diejenige der Vorteile, bloss anders gelagert und weniger augenfällig. Aber es kommt bei einer Beurteilung der schweizerischen Solddienste weniger darauf an, wie spektakulär die einzelnen Gründe sind, sondern weitgehend darauf, für wie wichtig der Leser dieselben einschätzt. Ein Teil von ihnen berührt die Ethik. Dieses geistige Gebiet ist nicht messbar und kann nicht in Zahlen gefasst werden. Aber es besteht und hat seinen Platz bei der Beurteilung der Fremddienste.

Einer der in erster Linie genannten Gründe handelt vom Geld. Die *Pensionen fremder Mächte* haben jahrhundertlang beim übergangenen Landvolk Anstoss erregt. Dieses nannte die Regierenden die «Kronen- und die Pensionenfresser». Unbestritten bedeuteten die Geldzuwendungen der europäischen Mächte an die Regierenden einzelner Orte oder deren Familien, aber auch an ganze Landsgemeinden, eine grosse Gefahr und einen Schritt in die *Abhängigkeit*. Im Ausland galten die schweizerischen Empfänger von Pensionen als geldgierig und schwer zufriedenzustellende Parteigänger. Die Eidgenossen würden sogar für Geld die eigene Seele an den Meistbietenden verkaufen, wurde ihnen im Ausland nachgesagt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts berichtete der niederländische Gesandte in der reformierten Eidgenossenschaft, ein Zuger Abgeordneter habe ihm gesagt, «er wolle auch für den Teufel werben, wenn ihm der noch mehr Geld gäbe». Vor allem in den kleineren und ärmeren Kantonen tobten wahre Kämpfe um die Pensionen, und die Meinung war weitverbreitet, man tue dort alles für Geld. Ebenfalls zu Anfang des 18. Jahrhunderts behauptete der spanische Gesandte bei den katholischen Kantonen, ausser dem katholischen Glauben sei nichts Gutes mehr an ihnen, und es sei nur der Langmut Gottes zuzuschreiben, dass sie noch nicht wie Sodom und Gomorrha zugrunde gegangen seien³⁹! Tatsächlich bot ein Teil der Eidgenossenschaft, gelegentlich auch die ganze, im 17. und 18. Jahrhundert oft ein beschämendes Bild von Unterwürfigkeit den europäischen Mächten gegenüber, und fast immer standen Geldfragen im Mittelpunkt. Bern war allerdings nicht allzusehr durch Pensionszahlungen des französischen Ambassadors in Solothurn und des sardinischen Gesandten in der Eidgenossenschaft in Abhängigkeit geraten⁴⁰. Die Niederländer zahlten nie Pensionen, sie warben nur «mit Gründen», wie sie sagten. Sie bauten auf die Solidarität innerhalb der protestantischen Mächte, in der Eidgenossenschaft vor allem auf Zürich und Bern.

Es hört sich heute leicht an, hunderttausende von schweizerischen Söldnern hätten als Beruf das Soldatenhandwerk ausgeübt. Man muss sich aber vorstellen, dass ein solches Handwerk die *Vorbereitung zum berufsmässigen Töten* darstellte. In den vielen Kriegen zwischen 1672 und 1763 in Frankreich, den Niederlanden, Deutschland, Italien und Spanien kamen die schweizerischen Regimenter zur Ausübung des gelernten Berufes,

sei es in Schlachten und Gefechten, aber auch in der Erstürmung von Fortifikationen oder der Abwehr von Belagerungstruppen. Es ist nichts Edles, als Feinde bezeichnete Menschen auf irgendeine Art umzubringen. Die Söldner töteten ja nicht in einem ihre Heimat verteidigenden Krieg, sondern in fremden Ländern, eingereiht in eine fremde Armee und fremden Armeen gegenüberstehend. Sie töteten für Sold, für Geld zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes. Es war eigentlich ein trauriges Los eines Volkes, wenn ein Teil von ihm auf diese Weise sich sein tägliches Brot verdienen musste. Es ist anzunehmen, dass weder die Offiziere, noch die Soldaten gesitteter aus den Kriegszügen zurückkehrten, sondern wohl eher brutaler und verrohter. Schon im 18. Jahrhundert fanden es besorgte und kluge Eidgenossen, wie etwa Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, nicht als erstrebenswert, dass die Eidgenossenschaft aus einem Volk von geübten Kriegern mit ausländischer Kampferfahrung bestehen sollte. Der Solddienst bedeutete eben schon im 17. und 18. Jahrhundert nicht nur ein politisches, militärisches und wirtschaftliches Problem, sondern ebenso ein ethisches.

Der Solddienst verursachte *Fürsorgefälle*. Die meisten Söldner kehrten so arm heim, wie sie in den Dienst geführt worden waren. Einzelne waren darin invalid, andere demoralisiert geworden. Die Möglichkeit, im Soldatenleben der Trunk- und Spielsucht zu verfallen, war gross. Der ohnehin geringe Sold – oft als elende Entlohnung bezeichnet – werde in den Dienstländern «verzehrt, versoffen und verkokettiert», berichten zeitgenössische Schriftsteller⁴¹.

Die Heimatgemeinden mussten arbeitsunfähig oder -unwillig gewordene ehemalige Soldaten unterhalten. Renten für Estropierte zahlten die Dienstherren nur ungern und verhältnismässig selten aus, und Frankreich verknüpfte unnötigerweise dieses Problem noch mit der Konfessionszugehörigkeit. Mit was wollten sich denn etwa ältere Soldaten, die mit nichts heimgekehrt waren, erhalten? Sie wurden unweigerlich für den Rest ihres Lebens zu Sozialfällen.

Trotz der schönen – von den Soldaten selbst bezahlten – Uniformen bildeten die Söldner einen vom Bürgertum der Dienstländer im allgemeinen *wenig geachteten Stand*. Sie waren ja bezahlt, um sich für das Gastland zu schlagen bis zum Tod. In den besetzten Ländern waren die Soldtruppen als Besatzer von den Besetzten gehasst und wohl auch verachtet. Das bernische Regiment musste von 1784 bis 1789 auf Korsika die erst 1768 von der Republik Genua an Frankreich verkaufte rebellische Inselbevölkerung unter Kontrolle halten. Ähnliche unangenehme Aufgaben wurden den schweizerischen Regimentern als Stadtbesatzungen oft in Spanien aufgebürdet. Sogar zur gewaltsamen Austragung konfessioneller Streitigkeiten mussten Schweizersöldner herhalten: In der berühmten Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572 waren auch Schweizersöldner bei der Ermordung der 2000 Hugenotten in Paris behilflich⁴². 1715 schiffte sich in den Niederlanden das in niederländischem Sold stehende bernische Regiment de Goumoëns nach Schottland ein, um dort bis 1716 mitzuhelfen, den Aufstand der katholischen Jakobiten niederzuschlagen. Bei den Unterlegenen fielen die beteiligten Schweizertruppen bestimmt der Verachtung anheim. In den Gebieten zwischen den Niederlanden und dem heutigen Nordfrankreich wechselten die Besatzungstruppen häufig. Man findet in den Rödeln, dass bernische Truppen beispielsweise einmal in französischem, dann wiederum in niederländischem Dienst die Stadt Namur besetzt

hielten. Einmal waren es die roten, dann die blauen Schweizer, aber immer blieb für die Bevölkerung ein Eroberer und Besatzer zurück. Das Gleiche ereignete sich fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch in Flandern und Brabant. Die schweizerischen Söldner wurden oftmals zur Stützung eines bei den Untertanen verhassten despotischen Regimes eingesetzt, letztmals um die Mitte des letzten Jahrhunderts im Königreich Neapel. Das war oft eine unschöne Rolle, welche den schweizerischen Soldtruppen zu spielen befohlen wurde. Es war ein Widerspruch, in der Heimat auf Freiheiten stolz zu sein und solche geniessen zu wollen, im Ausland dieselben jedoch unterdrücken zu müssen. Mit den Besatzungsaufgaben stiegen die Schweizer Truppen nicht in der Achtung der betroffenen Bevölkerungen, dies besonders dann nicht, wenn sich trotz guter Disziplin der Truppen die fast unvermeidlichen Übergriffe auf Eigentum und Privatleben der Besetzten ereigneten.

Bis in die jüngste Vergangenheit bildete die Schweiz ein Land, das Landsleute als Gastarbeiter auswandern lassen musste, statt wie heute ausländische Gastarbeiter einwandern lassen zu können. Unsere Söldner bildeten jahrhundertlang das Hauptkontingent der schweizerischen Gastarbeiter. Sie wurden in der Mitte des letzten Jahrhunderts von den Auswanderern nach Übersee abgelöst. Das Leben als Gastarbeiter war auch in früheren Zeiten nirgendwo leicht. Niemand dankte den Fremdlingen für Leistungen, denn sie waren ja bezahlt. Das wurde ausgesprochen im Solddienst erlebt. Sich der Söldner zu bedienen, sie bei Nichtbedarf abzuschieben, bei drohender Gefahr neue Truppen zu holen – dies alles brachte weder dem einzelnen Söldner, noch der Eidgenossenschaft Respekt und Achtung ein.

Es ist für kein Volk gut, unter einem Druck leben zu müssen. Ein solcher Zustand vernichtet die freie Entfaltung und beeinträchtigt die Lebensfreude der betroffenen Menschen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts war die Angst vor den Pestzügen gewichen, aber schon trat wieder etwas Neues und Bedrohliches – wenn auch nicht im Umfang der Seuchenzüge – in das Leben des Volkes, nämlich das Netz der *Werbe-Agenten*. Schlaue und gewissenlose Männer gaben sich dazu her, als Zubringer für Werber zu dienen. Diese Anschlepper, Zuschlepper oder wie sie alle betitelt wurden, beobachteten das ganze Jahr hindurch ihre Umgebung, um beim Erscheinen der Werber diesen junge Burschen und Männer zuzuführen und gegen eine Prämie, ein Kopfgeld, zu verkaufen, oft in Zusammenarbeit mit Wirten. Nirgendwo war das junge Männervolk vor diesen Menschenhändlern sicher, überall zeigten sich diese gewissenlosen Agenten. Eltern mussten um ihre Söhne bangen, wenn sie diese allein ausgehen liessen. Die Werbeagenten waren eine mehr als unerfreuliche Erscheinung in unserem Volksleben. Ihr verwerfliches Gewerbe wuchs, gedieh und wucherte auf dem Söldnergewerbe, welches dem einfachen Volk viel Angst und Leid brachte.

11. Einige Fragen

Den Verfasser der vorliegenden und der 1980 erschienenen Arbeit beschäftigten immer wieder die grossen und wichtigen Fragen: Mussten wirklich so viele unserer Landsleute in fremde Kriegsdienste ziehen? Waren der Bevölkerungsdruck und die